



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

Es prüfe, wer sich ewig bindet

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

Es prüfe, wer sich ewig bindet . . .

Es preise, wer sich einzig findet . . .

Da liegt auf einer mäßigen Anhöhe, etwa einen Büchschuß vom Dorfe entfernt, ein gar stattliches Bauerngut: der Lindenhof. Das Anwesen ist von saftigen Weiden und fruchtbaren Feldern umgeben. Ein mit Obstbäumen bestandener Weg führt durch diese zum Dorfe hinab. Wie schützend breiten zwei mächtige Linden ihre Zweige über das langgestreckte Hauptgebäude aus, dessen vorderer Teil der Familie des Hofbesizers als Wohnhaus dient, während in dem dahintergelegenen Teile die Stallungen, Kornkammern und Belasse für Mägde und Knechte untergebracht sind.

Der feierliche Frieden eines Sonntagabends ruht auf dem Gehöfte. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne huschen durch das Blätterwerk der Linden und spielen mit dem Scheitel der alten Frau, die, über eine Handpostille gebeugt, auf einer Bank vor dem Hause sitzt, so daß ihr weißes Haar wie eine Silberkrone schimmert.

Es ist dies die Witwe des Lindenhofbauern Franz Meier.

In der offenen Haustüre wird nun die kräftige Gestalt eines jungen Mannes sichtbar.

Buse, Westfälisches Dorfleben. 15

Die Frau blickt fragend zu ihm auf: „Bernd, willst du doch hin?“

„Ja, Mutter,“ antwortet der Gefragte mit einem Anfluge von Trotz; „weshalb soll ich mir nicht ein Vergnügen gönnen nach der schweren Arbeit der Woche?“

Eine Weile ruht der Blick der Mutter auf dem Sohne. Es ist ein Blick voll Schmerz und Weh. Mit klangloser Stimme gibt sie ihm Antwort: „Du weißt, Bernd, daß ich dir gern ein Vergnügen gönne, aber das, was du Vergnügen nennst, gereicht dir zum Unheil.“

Anwillig wendet sich der junge Mann zum Gehen. Ohne sich nach ihr umzublicken, ruft er der Mutter noch zu: „Du brauchst nicht auf mich zu warten, ich habe den Haus Schlüssel in der Tasche.“

Dann schreitet er den Weg hinab zum Dorfe, von wo die Abendluft die schrillen Klänge einer Klarinette herüberträgt.

Mit tränenfeuchten Augen schaut die Mutter dem einzigen Sohne und nunmehrigen Hofbesitzer nach. Ihr Mutterherz blutet; denn die Wege, die er wandelt, führen in Irre und Leid.

Nie hat sie über den Bernd zu Klagen gehabt. Denn er war ein braver und folgsamer Sohn. Seit aber die Dora Fuchs im Sternkrüge weilt, ist er wie umgewandelt. Anfangs hat sich die Mutter das nicht erklären können, aber bald haben es ihr die Leute erzählt: Der Bernd unterhalte eine Bekanntschaft mit

der Nichte des Wirtes. Wäre die Dora ein braves, tugendhaftes Mädchen, so hätte sie ja nichts dagegen. Denn zum Heiraten ist der Bernd ja alt genug, und sie, die Mutter selbst, hat ihm schon oft geraten, eine junge Frau auf den Hof zu bringen, aber er hat sich noch nicht dazu verstehen können. Nun ist die Dora aber ein recht puffsüchtiges, kokettes Geschöpf, das den jungen Männern nur zu gern den Kopf verdreht. Und was besonders zu beachten ist: sie ist protestantisch. Es ist ihr deshalb unbegreiflich, daß der Sinn ihres sonst so religiös gesinnten Sohnes auf dieses Mädchen gerichtet ist. Gestern abend hat sie ihn befragt und aus seinem Munde die Bestätigung des Gerüchtes erfahren. Mit liebevollen Worten hat sie ihn ermahnt und gebeten, von der Dora abzulassen und den Krug zu meiden. Anfangs hat Bernd über ihre Furcht gelacht. Als sie aber immer mehr in ihn drang, da ist er trotzig geworden und hat ihr, der Mutter, gesagt: in der Wahl seines Herzens lasse er sich keine Vorschriften machen. Er möge die Dora gern leiden, und daß sie anderen Glaubens sei, wäre nicht so schlimm. Wenn sie erst seine Frau sei, wolle er schon sehen, daß sie katholisch würde. Das hat er ihr gesagt und ist dann grollend auf sein Zimmer gegangen. — Die Erinnerung an jene Stunde preßt der alten Frau das Herz zusammen, und wieder rollt Perle auf Perle aus den feuchten Augen. Dann erhebt sie sich seufzend von ihrem Sitze.

Am Eingang des Gehöftes steht zwischen Fliederbüschen und Rosen ein Heiligenhäuschen mit einer Statue der Mutter Gottes darin. Ein eichener Betsthemel ladet zur Andacht ein. Hier kniet die geprüfte Mutter zu innigem und langem Gebete nieder. —

Rüstig ausschreitend hat Bernd den Sternkrug bald erreicht. Frohe Zurufe begrüßen ihn beim Eintritt in den Saal, wo junge Burschen und Mädchen sich nach den wenig harmonischen Klängen einer Klarinette, einer Geige und eines Basses im Tanze drehen. Einen Augenblick steht er unentschlossen in der Türe, während die Augen suchend umherblicken. Plötzlich legen sich von rückwärts zwei weiche Hände auf seine Augen, und eine helle Stimme spricht: „Kate!“

„Dora!“ antwortet er freudig.

Nun lösen sich die Hände, und lachend tritt das junge Mädchen vor ihn hin.

„Schau, Bernd, wie sich die andern schon amüsieren. Auch mich wollten sie stets in den Saal ziehen, aber ich habe mich gesträubt, denn ich wartete auf dich. Nun aber wollen wir das Versäumte nachholen. Komm!“

Willenlos folgt Bernd dem jungen Mädchen, das mit dem hellen, duftigen Kleide und der weißen Rose im schwarzen Haar ihm wie ein Bild des Frühlings erscheint. Mit zufriedennem Lächeln beobachtet er die Blicke der jungen Leute, die ihm und dem schäfernden Mädchen folgen. Im nächsten Augenblicke wirbelt

auch er mit der Dora im Arm durch den Saal. Daß Tanzen wird ihm etwas schwer, aber die leichtfüßige Dora ermuntert ihn, und ob auch helle Schweißtropfen auf seiner Stirn perlen, er fragt nichts danach. Daß bestrickende Lächeln des jungen Mädchens und die dunkeln sprühenden Augen reißen ihn mit von Tanz zu Tanz, bis endlich gegen Mitternacht die Musikanten ihre Instrumente in die Futterale stecken. —

Still liegt der Tanzsaal. Die jungen Leute sind heimgegangen, nur einige verspätete Zecher reden noch laut in der Gaststube. Bernd steht mit der Dora an der Straße unter einer Kastanie. Seine Rechte halten die Hände Doras umschlossen, während sein linker Arm sich um ihre Schultern schlingt.

„Bernd, was sagt aber deine Mutter zu unserem Verkehr?“ fragt das junge Mädchen, dessen Augen sich in die Dunkelheit bohren, als wollten sie in dem Gesichte des Mannes lesen.

„Was meine Mutter sagt? — Dora, ich bin bereits dreißig Jahre alt und verständig genug, um meine eigenen Wege zu gehen. In dieser Angelegenheit lasse ich mir von keinem was dreinreden, auch nicht von meiner Mutter.“

„Du treue Seele!“ Eng schmiegt sich die leichte Gestalt an seinen kräftigen Körper.

„Gestern abend berührte sie unsere Bekanntschaft im Gespräch, ich habe ihr aber meine Meinung gesagt, und die wird ihr genügen.“

„Da ist sie wohl nicht gut auf mich zu sprechen?“

„Unsinn, Dora!“

„Ich meine wegen der Religionsverschiedenheit.“

„Wie sie darüber denkt, kann uns einerlei sein. Wir haben uns gern, und da wollen wir schon glücklich werden.“

„Das hoffe ich auch. — Es ist ja erklärlich, daß deine Mutter lieber eine katholische Schwiegertochter sähe, aber ich habe dir doch schon gesagt, Bernd, daß ich, wenn ich erst deinen Glauben kennen lerne, ihm auch nähertreten werde.“

„Darüber wollen wir jetzt nicht reden, Dora. — Wenn du später zu unserem Glauben übertreten wolltest, sollte es mich ja freuen; zwingen würde ich dich nicht, es müßte dein freier Wille sein. — Vorläufig gefällst du mir so, wie du bist. Will's Gott, so halten wir diesen Herbst Hochzeit.“

Ein zufriedenes Lächeln fliegt über die Züge des Mädchens.

„Wie du willst, Bernd. — Aber beschämt fühle ich mich, daß ich dir keine reiche Mitgift mitbringen kann. Du weißt, daß meine Eltern schon lange tot sind und mir nichts hinterlassen haben. Dem Onkel kann ich doch nichts abverlangen.“

„Närrin, habe ich schon danach gefragt?“ antwortete Bernd in zärtlichem Tone. „Der Lindenhof ist reich genug. Es ist ja nicht nötig, daß die kom-

mende Bäuerin mit Geld und Gut behangen sein muß. — Ich freie dich und nicht Geld und Gut.“

„Du lieber, guter Bernd.“ —

„Dora! Dora!“ ruft da die laute Stimme des Krugwirthes.

„Gute Nacht, Bernd!“

„Gute Nacht, Dora!“

Dann stürmt das junge Mädchen ins Haus zurück.

Überglücklich, ein Liedchen vor sich hinpfeifend, geht Bernd heim. Die Nachtlust rauscht in den Zweigen und fühlt sein erhitztes Blut. Rüstig schreitet er dahin, und bald hat er den Lindenhof erreicht. Still und ruhig liegt das Anwesen da, nur der Hofhund schlägt einige Male an. Der Bursche zieht mechanisch den Hut, als er bei dem Heiligenhäuschen vorbeikommt, vor dem heute, wie so manchmal, ein kleines rotes Lämpchen brennt. Noch einmal blickt er sich um nach dem Dorfe, das in tieffter Dunkelheit daliegt, dann sucht er sein Schlafgemach auf. — —

Einige Tage später ist's, da trifft Bernd auf einem einsamen Feldwege mit dem Pfarrer zusammen. Höflich grüßend will er vorübergehen, doch der Pfarrer hält ihn zurück.

„Es ist gut, daß ich Sie hier treffe, Herr Meier, da können wir mal ungestört miteinander reden. Ich wollte sowieso schon zu Ihnen hinauf.“

„Nun, Herr Pfarrer?“ fragt Bernd ziemlich verlegen.

„Wie ich gehört habe, werden Sie der Mutter demnächst eine Schwiegertochter auf den Hof bringen?“

Bernd errötet bei dieser Frage. Am liebsten würde er die Antwort verweigern, aber dem alten Pfarrer gegenüber, der ihn zur ersten heiligen Kommunion geführt: kann er doch nicht unhöflich sein. Und so antwortet er gezwungen:

„Wird wohl so sein, Herr Pfarrer. Bin ja alt genug dazu.“

„Gewiß sind Sie das, Herr Meier. — Ihre Braut ist die Dora Fuchs, die Nichte des Krugwirtes?“

„Ja, Herr Pfarrer!“ preßt Bernd hervor.

„Mein lieber Herr Meier,“ fährt der Pfarrer in freundlichstem Tone fort, „als Ihr Seelenhirt bin ich verpflichtet, Sie auf die Gefahren Ihres Brautstandes und Ihrer späteren Ehe aufmerksam zu machen. Sie wissen doch, daß die Dora Fuchs protestantisch ist?“

„Gewiß weiß ich das, Herr Pfarrer!“

Eine Pause entsteht, während der sich die Männer fest in die Augen blicken.

„Herr Meier, hören Sie meinen Rat und glauben Sie, es ist gut gemeint. Heben Sie die Bekanntschaft auf. Bereiten Sie Ihrer alten Mutter keinen Gram. Die Lindenhofbauern sind stets streng katholisch gewesen. Sorgen auch Sie, daß nur eine katholische Bäuerin dort oben ihren Einzug hält.“

„Nein, Herr Pfarrer!“ antwortet Bernd trozig

„Herr Meier, ist das Ihr fester Entschluß?“

„Jawohl!“

Ein schmerzlicher Zug fliegt über das milde Gesicht des Priesters.

„Wissen Sie denn nicht, daß in einer gemischten Ehe nie die rechte Seelenharmonie herrschen kann, daß der katholische Ehetheil und auch die Kinder in der größten Gefahr schweben, ihr kostbares Gut, den heiligen Glauben, zu verlieren oder ihm gegenüber gleichgültig zu werden? Und wissen Sie denn nicht, daß unsere heilige Kirche die gemischten Ehen stets mißbilligt hat?“

„Auch gemischte Ehen werden von der Kirche eingeseget, Herr Pfarrer.“

„Gewiß, aber nur, um größere Ürgernisse zu verhüten. — Und wenn die Kirche eine gemischte Ehe gestattet, muß der andersgläubige Ehetheil zuvor katholische Trauung, katholische Kindererziehung und freie Ausübung der religiösen Pflichten des katholischen Ehetheils versprechen. — Der Katholik empfängt in der Eheschließung ein Sakrament. — Herr Meier, lassen Sie sich warnen, ehe es zu spät ist.“

„Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich tue, Herr Pfarrer!“

Trozig wendet sich Bernd zum Gehen.

„Dann müssen Sie alle Verantwortung tragen für die Folgen, die aus Ihrem Schritt entstehen.“

„Das werde ich auch!“ ruft der Dahingehende, ohne sich umzublicken.

Langsam, mit wehem Herzen, geht der alte Pfarrer heim. Er hat all die langen Jahre mit größter Sorgfalt und Hirtentreue die Herde, die ihm anvertraut ist, geweidet, und nun sieht er ein Schäflein in die Irre gehen.

2.

Der junge Lindenhofbauer hält Hochzeit. Früh am Morgen nach der Messe ist das Paar in der Dorfkirche getraut worden. Die Stimme des alten Pfarrers hat gezittert vor Schmerz und Weh, denn es ist die erste gemischte Ehe gewesen, die er eingesegnet hat. Nach der Trauung sind die Brautleute mit Gefolge zum Sternkrug gegangen, um dort an gedeckten Tischen ein Frühstück einzunehmen. Dann ist die Hochzeitsgesellschaft mit geschmücktem Wagen zum Lindenhof hinausgefahren, wo das Festmahl ihrer harrte. In der Wohnstube sitzen das Brautpaar und die nächsten Verwandten, in der großen Gefindestube haben die anderen Teilnehmer Platz gefunden. Die Tenne ist gereinigt und mit Girlanden und bunten Bändern geschmückt. Eine kleine Bühne bietet Platz für die Musikanten.

Glückstrahlend sitzt die junge Frau an der Seite ihres angetrauten Gatten, der gar ernst dreinschaut, als ob er die Verantwortung seines eben begonnenen

Ehestandes schon fühlte. Dem Brautpaare gegenüber sitzt die alte Mutter an der Seite des Krugwirthes. Wohl zwingt sich die alte Bäuerin, an der Festfreude teilzunehmen, aber ihre geröteten Augenlider zeugen von vielem Weinen, und manchmal erhebt sie sich, um hinauszugehen und die aus ihren Augen hervorbrechenden Tränen zu verbergen. Auch der Pfarrer ist auf das Drängen der Mutter hin von dem Brautpaare geladen worden. Nach dem Mittagmahle kommt er, um nicht zu beleidigen, auf ein Stündchen herauf. Obwohl der junge Bauer seinem Herzen ein großes Weh bereitet hat, zeigt er sich doch von größter Freundlichkeit, und aufrichtig, wie er nur sein kann, ist sein Glückwunsch, den er dem neuvermählten Paare ausspricht. Nach kurzem Verweilen verabschiedet er sich wieder. Die Mutter begleitet ihn eine Strecke hinaus und schüttet ihm ihr ganzes schweres Herz aus.

„Wir müssen nun alles dem lieben Gott anheimstellen, Mutter Meier. — Wir wollen hoffen, daß sich noch alles zum Guten wendet und unsere Befürchtungen nicht eintreffen.“

Dann geht der Pfarrer ernst und sinnend zum Dorf hinab.

Die Mutter kniet noch eine Weile vor der Mutter Gottes am Eingange des Hofes nieder.

Es dämmert bereits im Osten, da erst verlassen die Hochzeitsgäste den Lindenhof.

Dann geht das Leben wieder seinen gewohnten Gang. Tage reihen sich an Tage, Wochen an Wochen und Monate an Monate.

Alltägliches Leben — alltägliches Streben.

Und doch ist, als ein Jahr verflossen, das Leben auf dem Lindenhofe schon ganz anders als in früheren Jahren.

Geht der Bauer an Sonn- und Feiertagen zur Kirche, so bleibt seine Frau daheim. Sie ist ja protestantisch. Wird an Marienfesten des Abends gemeinsam der Rosenkranz gebetet, wie es von alters her auf dem Hofe Brauch ist, so geht die junge Bäuerin in ihre Kammer. Und all die vielen anderen Religionsverschiedenheiten treten dort gar deutlich hervor.

Es ist halt eine gemischte Ehe.

Anfangs hat der Bauer geglaubt, wenn die Dora erst Bäuerin sei, würde sie sich der echt katholischen Umgebung bald anschließen. Er hat ihr dies in liebevollen Worten nahegelegt, aber die Frau hat stets Einreden gehabt, die der Bauernsohn nicht zu entkräften verstand. So hat denn der Bernd unmutig alles seinen Weg gehen lassen. Zwar hat der Himmel den jungen Leuten ein Knäblein geschenkt, aber die Ehe ist deshalb doch nicht veredelt worden.

Es ist am Vorabende von Mariä Namensfest. Graue Wolkenballen werden vom Winde dahingetrieben, und kalte Regenschauer ergießen sich über die herbstliche Flur. Die alte Bäuerin liegt, von der

Sicht geplagt, zu Bette. Langsam läßt sie die Körner des Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Obwohl ein stiller Frieden auf ihrem runzligen Gesichte ausgeprägt ist, läßt sie dennoch von Zeit zu Zeit die Blicke voll Unruhe nach dem Fenster gleiten, um in die hereinbrechende Dämmerung hinauszuspähen.

Das Lämpchen vor dem Muttergottesbilde am Eingange des Hofes ist noch nicht angezündet. Das ist's, was ihr Sorge macht. Bisher hat sie dieses immer selbst besorgt, nun aber liegt sie krank auf ihrem Lager. Wer wird es nun tun? Die Knechte und Mägde sind in den Scheunen beschäftigt. Ihr Sohn ist mit einem Fuhrwerk über Land. Ob sie's der Dora wohl sagen soll? — Ach, wenn sie katholisch wäre . . .

Da kommt die Dora mit einer Tasse Tee ins Krankenzimmer.

„So, Mutter, hier ist der Tee. Nun müßt Ihr aber gleich trinken, ehe er kalt wird.“

„Ich danke dir, Dora!“

Etwas unsicher führen die Hände die Tasse an die Lippen.

Die junge Bäuerin starrt in das unwirkliche Wetter hinaus.

„Ein unfreundlicher Abend,“ meint sie.

„Es ist eben Herbst, Dora. — Ist Bernd noch nicht zurück?“

„Nein, Mutter!“

„Ist von den Mägden keine im Hause?“

„Die sind noch in der Scheune. — Sollten sie was?“ Fragend wendet sich die junge Frau der Schwiegermutter zu.

„Ja — ich hätte — so gern . . .“

„Kann ich's nicht besorgen?“

„Ja, Dora, du kannst es wohl, wenn du's willst. — Das Lämpchen vor dem Muttergottesbilde ist noch nicht angezündet. Willst du es wohl besorgen?“

„Damit müßt Ihr mich verschonen, Mutter,“ entgegnet die Schwiegertochter unfreundlich. „Ihr wißt, daß ich nicht Eures Glaubens bin. Deshalb müßt Ihr mir auch nicht zumuten, das Lämpchen anzuzünden. Wenn Ihr die Maria verehrt, so ist das Eure Sache. Ich tue es nicht und biete auch nicht meine Hand dazu.“

„Es würde dir keinen Schaden tun, Dora,“ antwortet die alte Mutter mit zitternder Stimme, wobei ihr die Tränen über die gefurchten Wangen rollen.

„Aberglaube,“ brummt die junge Frau.

„Du willst es wirklich nicht tun?“

„Nein!“

Hart klingt die Stimme. Dann verläßt die junge Bäuerin das Gemach.

Weinend sinkt die Mutter in ihre Kissen zurück. Wie ein kalter, schneidender Hauch ist ihr die Antwort ihrer Schwiegertochter ins Herz gefahren. Wie manchmal hat sie sich schon geämt über die Religions-

verschiedenheit, die auf dem Lindenhofe seit der Heirat ihres Sohnes herrscht, wie manche bittere Träne hat sie schon im stillen geweint, daß die jungen Leute in ihrem Heiligsten uneins sind. Sie hat geschwiegen und geduldet. Wem soll sie ihr Leid außer dem Herrgott auch klagen? — Von ihren Kindern ist ihr nur der Bernd geblieben, und der trägt an dem Kreuze, das er sich durch diese Ehe aufgebürdet, schwer genug, wenn er es auch nicht offen ausspricht. Ein Mutterauge sieht scharf, und längst hat sie bemerkt, daß auch in dem Herzen ihres Sohnes die Neue über seinen Schritt, vor dem sie und der alte Pfarrer ihn oftmals gewarnt, eingezogen ist. Aber ihm kann niemand helfen. — Es ist halt sein Weib auf ewig.

Draußen öffnet sich knarrend das Tor der Einfriedigung. Ein Wagen rollt auf den Hof.

Bernd ist heimgekehrt.

Da tritt er auch schon zu der kranken Mutter herein.

„Nun, wie geht's denn, Mutter?“ fragt er besorgt.

„Ach, Bernd, wie soll es mir gehen,“ antwortet sie mit zitternder Stimme. „Ich glaube, mir wäre am wohlsten, wenn ich bei dem seligen Vater auf dem Friedhof läge.“

„So mußt du nicht sprechen, Mutter. Ich freue mich, daß ich dich noch habe.“

„Ja, du!“ Wieder beginnt sie zu weinen.

„Aber weshalb weinst du denn? — Ist etwas vorgefallen?“

Sie schüttelt den Kopf und wischt mit dem Taschentuche die Tränen aus den Augen.

„Willst du das Lämpchen anzünden, Bernd?“

„Gewiß! — Weshalb brennt es denn noch nicht? Du konntest es doch den Mägden sagen oder schließlich der Dora.“

„Die Mägde sind nicht im Hause. — Dora habe ich's gesagt, sie wollte nicht.“

„Das wollte sie nicht?“ kommt es gedehnt aus Bernds Munde.

„Sag ihr nichts, Bernd. — Geh und zünde das Licht an, morgen ist Marienitag. Auf dem Lindenhofe ist stets die Mutter Gottes verehrt worden. Behalte auch du diese fromme Sitte bei, und es wird dir Glück und Segen bringen und dir dein Leid erleichtern.“

Schweigend geht der Bernd hinaus, um dem Wunsche der Mutter zu willfahren. In der Küche trifft er dann seine Frau. Die Mutter hat zwar gesagt: „Sag ihr nichts!“ Aber hier kann und darf er doch nicht schweigen, und wenn's auch sein Weib ist.

„Der Mutter hättest du doch wohl die Bitte erfüllen können!“

„Nun, hat sie es dir schon erzählt?“ Spitz und gereizt spricht die Frau. „Aber was ich deiner Mutter gesagt habe, sage ich auch dir: Ich tue es nicht. — Du hast gewußt, daß ich anderen Glaubens war. Du hast

damals gesagt: Du gefällst mir so, wie du bist. Und wenn meiner religiösen Überzeugung Freiheit gelassen werden soll, wie du sagtest, dann müßt ihr mich auch mit solchen Angelegenheiten, die meinen Gefühlen widerstreben, verschonen."

"Es handelt sich um die Bitten einer kranken Mutter, und die hättest du berücksichtigen müssen, das ist meine Ansicht. Deine religiöse Überzeugung hätte dadurch gar keinen Schaden gelitten."

"Du hältst mit deiner Mutter, das weiß ich längst," entgegnet die Frau schnippisch.

"Dora, du tust unrecht, wenn du das sagst," antwortet Bernd entrüstet.

"Streit's nur nicht ab," eifert sie weiter, ohne aufzublicken, „du und deine Mutter und ihr alle steckt die Köpfe zusammen, und ich stehe dann allein. Da wird dann gesprochen und getuschelt, weiß Gott, was alles. Oder glaubst du, ich merke nicht, wie ich allen im Wege stehe, nur deshalb, weil ich anderen Glaubens bin? — Hätte nie gedacht, daß man mich das hier fühlen lassen würde."

"Was du da sagst, ist eine Lüge."

Zornig blickt Bernd auf seine Frau am Herde.

"Ich weiß, was ich weiß, und da glaub' du meinetwegen, ich täte unrecht."

"Dora, in Wahrheit kannst du nicht sagen, daß man dir Vorhaltungen oder Vorwürfe wegen deines Glaubens gemacht hat. Soviel ich weiß, ist dir noch

niemand zu nahe getreten. Hüte dich aber auch, uns in unseren Gefühlen zu verletzen. — Du hast mir heute durch dein Benehmen wehe getan, mir und der Mutter. — Vergiß nicht, daß du die Rücksicht, die wir dir angedeihen lassen, auch uns schuldig bist.“

Damit geht Bernd aus der Küche. Er begibt sich zu den Mägden und Knechten, um nach dem Rechten zu sehen.

Höhnisch lachend blickt Dora ihrem Gatten durchs Fenster nach.

„Nun hast du mal die Wahrheit gehört, und ihr alle werdet wissen, daß ihr mir nicht zu nahe treten dürft. — Ja, Bernd, du hast gedacht, mich bald katholisch zu machen, aber du hast dich verrechnet. Aber magst du auch noch so fromm sein, Bernd, am anderen Sonntag geht's mal zum Tanz, und gehst du nicht mit, desto besser, so gehe ich allein. Das ganze lange Jahr ohne eine Festlichkeit halte ich nicht aus.“

So denkt die Frau, und sie reißt die Arme, als ob sie die in ihr ruhende Kraft prüfen wollte. Dann blickt sie noch einmal nach der Türe, lauschend; nichts vernimmt ihr Ohr. Und nun entnimmt sie ihrer Tasche einen zerknitterten Brief, und eilig fliegen ihre Augen über die Zeilen.

„ . . . Am 29. September wird im Kruge das Erntefest gefeiert. Ich erwarte dich dort, damit wir noch einmal, wie schon so oft, Stunden des gegen-

seitigen Glückes verleben. Hoffentlich wird dein bi-
gotter Gemahl nicht allzu eifersüchtig sein.

In alter Zuneigung Ernst Scheder."

"Ich komme, Ernst, ich komme!"

Da werden draußen Schritte laut.

Hastig schiebt die Frau das sündhafte Schreiben
wieder in ihre Tasche.

Im nächsten Augenblicke betritt Bernd mit den
Knechten die Küche.

3.

Wieder ist es Sonntag geworden. Der Stern-
frug prangt im festlichen Gewande. Eine lange schwarz-
weiß-rote Fahne flattert vom Giebel herab lustig im
Winde. Der Saal ist mit Kränzen und Girlanden
geschmückt, zwischen denen bunte Papierlampions hän-
gen. Der Fußboden ist blankgescheuert und geglättet,
damit die tanzenden Paare leichtfüßig im Kreise herum-
wirbeln können. Noch einige Stunden, dann beginnt
das Erntefest in diesen Räumen.

In einem kleinen Stübchen hinter dem allgemeinen
Gastzimmer steht ein städtisch gekleideter Mann von
etwa dreißig Jahren sinnend am Fenster. Die Linke
spielt mechanisch mit der schweren Uhrkette, während
die Gedanken zurückschweifen in die Vergangenheit.
Da tritt der Wirt mit zwei schäumenden Bierkrügen

ein und macht den Träumereien des Mannes ein Ende. Auf einem Ledersofa nehmen die beiden Platz.

„Waren Sie droben auf dem Lindenhofe, Herr Scheder?“ fragt der Wirt in gedämpftem Tone.

„Ja, ich war dort, ein ganz respektables Anwesen,“ gibt der Gefragte ebenso leise zurück.

„Und haben Sie die Dora getroffen und gesprochen?“

„Die Dora und auch ihren Gatten.“

„Hat er Ihnen die Hunde nicht auf den Pelz gehehrt?“ forschet der Wirt lachend weiter.

„Gott bewahre! Ich wurde ihm als Vetter vorgestellt. — Scheint mir überhaupt ein harmloser Kerl zu sein. Ich kann die Dora wirklich nicht begreifen, daß sie sich in den vergafft hat.“

Gedankenvoll blickt der Wirt eine Weile zu Boden, dann raunt er seinem Gegenüber zu: „Hab's auch nicht begreifen können und meine Frau auch nicht. — Die Dora muß nur auf den Hof spekuliert haben, sonst weiß ich's nicht.“

„Deshalb gab sie mir damals einen Korb,“ grinst der andere bitter, hastig nach seinem Bierkrüge greifend, als wollte er in dem Trank Vergessen suchen.

„Die Dora war immer eigen,“ meint der Wirt beschwichtigend.

„Damals war ich ihr zu gering, zu arm. Heute könnte ich ihr ein glänzendes Los bereiten. Ich glaube,

sie würde sich an meiner Seite glücklicher fühlen als auf dem bigotten Bauernsitze da oben.“

„Mag sein. — Sie kommt doch?“

„Sie hat es mir versprochen.“ — — —

Allmählich neigt sich der Tag seinem Ende zu. Dunkle Schatten gleiten schon über die herbstlichen Fluren, und in den Wiesengründen bilden sich weiße, schleierhafte Nebelstreifen, die, von der Luft bewegt, oft hin- und herschweben, bis sie zerrissen und zerfetzt dahingetrieben werden.

Dämmerung herrscht auch in dem Zimmer des Lindenhofes, in dem der junge Bauer, aus seiner Meerschaumpfeife rauchend, am Tische sitzt. Er hat am Nachmittag einige notwendige Korrespondenzen erledigt. Und nun sitzt er da und spielt mit dem Hunde, der den Kopf auf seine Knie gelegt hat.

Da öffnet sich die Türe. Mit einer brennenden Lampe in der Hand tritt seine Frau herein, gekleidet in ein helles, duftiges Mullkleid, im Haare eine dunkle Rose. Im matten rötlichen Licht der Lampe hebt sich das blendende Weiß des Kleides von der dunklen Umgebung wirkungsvoll ab. Eine ganze Weile ruht der Blick des Mannes staunend und bewundernd auf der schmiegsamen, schlanken Gestalt, die nun die Holzladen schließt.

„Nun, Bernd, bist du bald soweit?“ fragt sie, noch immer an dem Fenster nestelnd.

„So willst du wirklich hin?“

Mit einem Ruck wendet sich die Frau ihrem Gatten zu, und ernst fragt sie wieder: „Du etwa nicht?“

„Ich kann dir gestehen, Dora, daß ich am liebsten zu Hause bliebe. — Ich verlange gar nicht nach dem Erntefest, ich fühle mich viel wohler hier als in dem lärmenden Saale.“

„Dieses Mal können wir uns nicht zurückziehen — Der Onkel hat uns eingeladen, mein Vetter ist gekommen . . .“

„Daß du mir aber nie vorher etwas von diesem Vetter gesagt hast,“ meint Bernd, fragend zu seiner Frau aufblickend.

„Was hättest du für ein Interesse daran gehabt?“ gibt sie gleichgültig zurück.

„Wenn ich dir meine Meinung offen sagen soll: Mir gefällt dieser Vetter nicht. Er hat, wie man sagt, keinen guten Blick. — Ich glaube, es wäre für uns beide am besten, wenn wir nicht hingingen. Zudem solltest du doch des Kindes halber schon zu Hause bleiben.“

„So, gönnst du mir diese unschuldige Freude des Tanzens nicht?“ kommt es gereizt von den Lippen der jungen Frau. „Der Kleine ist in guter Hut. Das ganze Jahr lebt man hier oben von aller Festlichkeit abgeschlossen. Kommt dann einmal eine Gelegenheit, der man sich nicht entziehen kann, dann möchtest du auch diese vorübergehen lassen und wie ein Einsiedler

hier weiterleben. — Ich bin noch jung und habe ein Unrecht auf die Freude.“

Halb erstaunt, halb unwillig blickt Bernd auf die heftig gestikulierende Frau, die nun ihr parfümiertes Taschentuch hervorzieht und an die Augen führt.

„Mein Gott, Dora, beruhige dich doch. So sind meine Worte nicht gemeint. Gern gönne ich dir die Freude; aber von diesem Erntefeste verspreche ich mir nicht viel Gutes. — Ich will dir nicht zuwider sein. -- Gehen wir also hin.“

Müde erhebt sich Bernd von seinem Sitze. Liebevoll schlingt er den Arm um den Hals seiner Gattin, und freundlich blickt er Dora ins Auge, aber wie Mahnung drohenden Unheils legt sich's beklemmend um seine Brust.

Draußen erklingt der schrille Ruf eines Käuzchens.

Etwas zaghaft betritt Bernd, aber leicht und fröhlich seine Frau den Tanzsaal im Sternkrug. Da kommt auch schon Scheder auf sie zu und führt sie an einen mit Blumen geschmückten Tisch in ein Nebenzimmer, wo er einige Plätze für sie reserviert hat.

Am unteren Ende des Tisches sitzt Schäfers, ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, ein guter Freund von Bernd, mit seiner Frau bei einem Glase Bier. Er bietet dem Freunde die Hand, und bald sind die beiden Männer in ein Gespräch über Ackerwirtschaft vertieft. Dora wechselt einige Worte mit der Frau Schäfers, dann aber wendet sie sich ganz Scheder zu.

Ihre Wangen glühen, ihre Augen leuchten, ihr helles Lachen zittert oft durch das Zimmer. Jedesmal blickt Bernd mit einem kurzen Augenaufschlag zu seiner sonst so wortkargen Frau auf, und er lächelt gezwungen. In der Seele aber tut's ihm weh, daß die Dora mit dem Scheder, ihrem Better, so vergnügt und lustig tut, während sie daheim auf dem Hofe nie eine so fröhliche Miene zeigt.

Die vier Musikanten, — diesmal sind es geübte Militärmusiker aus der Stadt, — beginnen einen Walzer.

„Herr Meier, Sie gestatten doch . . .“ hört Bernd sich plötzlich gefragt, — er hat im Gespräch mit dem Freunde gar nicht auf die Musik geachtet, — und ehe er eine Antwort geben kann, geht Scheder schon dahin in den Tanzsaal, am Arme die Dora. Und sie lachen und plaudern. Im nächsten Augenblicke schweben die beiden im Tanze dahin. Bernd wendet die Augen, um es nicht zu sehen, denn das freie Lachen Scheders hat ihn verlezt.

„Nun, tanzt ihr beiden denn nicht?“ fragt Bernd dann das befreundete Ehepaar.

„Ich kann nicht gut tanzen, Herr Meier,“ antwortet Frau Schäfers, „unsere beiden Mädchen sind hier, da sind wir auch etwas herübergekommen, damit sie zur rechten Zeit wieder heimgehen.“

Dann plaudern sie weiter, während Dora im Reigen dahinfliegt und lachend den Worten lauscht, die ihr Scheder in die Ohren raunt.

So geht's mehrere Tänze hindurch. Einmal versucht Bernd zu tanzen, aber es wird ihm schwer. Er atmet auf, als ihn ein Herr während des Tanzes ablöst. Aber finster wird seine Stirn, als er Scheder erkennt.

Um 11 Uhr geht Bernds Freund mit Frau und Mägden heim.

„Wer ist der Mann, der mit deiner Frau tanzt, Bernd?“ fragt er noch vor dem Gehen.

„Ein Vetter von ihr.“

„So? — Ist ja sehr liebenswürdig mit deiner Frau. — Im Vertrauen gesagt, Bernd: Er macht keinen guten Eindruck.“

„Ich gehe auch gleich heim!“

Bernd begleitet seine Tischgenossen bis vor die Türe. Als er wieder ins Zimmer tritt, sieht er Dora und Scheder am Tische sitzen. Scheder hat den Arm um ihre Taille gelegt, und gerade biegt er sich vertraulich zu ihr herüber.

Wutentbrannt springt Bernd auf die beiden zu und reißt sein Weib zur Seite.

„Sofort gehen wir nun heim! Solche Vertraulichkeiten verbitte ich mir auch von deinem Vetter.“ Zornig rollen seine Augen, und grimmig hält er die Fäuste geballt.

„Sie roher Mensch,“ knirscht Scheder.

„Sagen Sie noch ein Wort, dann fühlen Sie meine Fäuste.“

„Diese Behandlung lasse ich mir hier öffentlich nicht von dir gefallen. Du scheinst betrunken zu sein. Ich gehe nicht mit dir.“ So keift die heuchlerische Frau.

„Du gehst jetzt sofort mit!“

Ohne ein Wort zu sprechen, die Zähne fest aufeinandergepreßt, so schreitet Bernd den dunklen Weg zum Lindenhofe hinauf. Das zornige Schluchzen seiner ihm zur Seite gehenden Frau wie auch ihre Scheltworte, mit denen sie ihn der Rohheit zeigt, üben auf ihn keinen Einfluß aus. Er schiebt sie vor sich her ins Haus und schließt die Türe hinter sich zu.

Schon früh zieht Bernd am andern Morgen mit den Knechten hinaus aufs Feld. Als er gegen Mittag heimkommt, ist er erstaunt, seine Frau nirgends zu finden. Auf seine Frage erfährt er, daß sie vor mehreren Stunden, kurz nach seinem Fortgehen, mit Hut und Mantel ins Dorf hinabgegangen sei. Eine furchtbare Ahnung befällt ihn. Er eilt hinauf in das Zimmer seiner Frau. Ihre besten Kleider fehlen. Den Kleinen findet er unter der Obhut einer Magd. Dann eilt er zum Dorfe hinab in den Sternkrug. Schlaftrunken kommt ihm der Wirt im Hausflur entgegen.

„Ist meine Frau hier?“

„Eure Frau? — Nein! — Sie ist ja mit Euch heimgekehrt. — Seid recht grob zu ihr gewesen, Lindenhauer.“

„Das geht Euch nichts an, Wirt. — Wo ist Scheder?“

„Der ist heute früh mit dem Schnellzuge abgefahren.“

Wie betäubt verläßt Bernd das Haus. Möglich, daß seine Befürchtung unbegründet ist. Vielleicht kehrt die Dora im Laufe des Tages heim, vielleicht ist sie schon wieder droben. Aber eine furchtbare Ahnung will ihn nicht verlassen.

4.

Trübe Tage hat der Herbst ins Land geschickt. Nur selten huscht ein Sonnenblick durch zerrissene Wolken zur Erde; Regengüsse wechseln ab mit dichtem, bedrückendem Nebel. Und seelisch trübe Tage sind es auch, die die Bewohner des Lindenhofes an sich vorüberziehen sehen. Das frohe Scherzen und Plaudern der Dienstboten ist verstummt. Ernst und schweigend geht ein jeder seiner Arbeit nach. Nicht tragen sie Leid um den Fortgang der Bäuerin, — eine echte Bäuerin war sie ja doch nie. Aber der Herr dauert sie und die alte Mutter, die nun wieder auf die Bitten ihres Sohnes hier das Regiment führt.

Schluchzend wie ein Kind hat Bernd einige Tage nach Doras Entweichen der Mutter sein Leid geklagt. Sie hat seine Klagen vernommen, ohne ein Wort des Tadels, obwohl sie Grund dazu gehabt hätte. Dann

hat sie ihn bei der Hand gefaßt, und er hat sich leiten lassen wie ein Kind, leiten aus dem Hause hinaus zum Bilde der Schmerzensmutter am Eingange des Hofes, und lange haben Mutter und Sohn dort im Gebete gekniet.

Seitdem sitzt der junge Bauer oft träumerisch des Abends bei der Mutter am Tische. Wenn sich dann aber der kleine Franz in seinem Bettchen regt, dann springt er auf, reißt das Kind aus den Kisseln, um es zu herzen und zu lieblosen, wie man es von dem ernststen Manne nicht für möglich halten sollte. Es ist, als ob er all seine verschmähte Liebe auf das Kind übertragen wollte. —

Jetzt naht das hochheilige Weihnachtsfest, das Fest der Liebe und des Friedens.

Am Nachmittage des ersten Festtages kommt der alte Pfarrer wieder zum Lindenhofe hinauf. Bernd führt ihn zum Wohnzimmer, wo die Mutter, in einem Betrachtungsbuche lesend, hinter dem warmen Ofen sitzt.

Ein freudiges Aufleuchten fliegt über die Züge der Greisin beim Eintritt des Pfarrers. Sie erhebt sich von ihrem Sitze, legt die Brille in das Buch und tritt dann dem Besucher entgegen.

„Das ist eine Freude, Herr Pfarrer, daß Sie uns doch auch einmal besuchen.“

„Mutter Meier, ich mußte doch einmal nachsehen, was ihr hier auf eurer Einsiedelei beginnt,“ antwortet

der Pfarrer in scherzendem Tone. „Bin ja lange nicht hier oben gewesen, aber heute glaubte ich doch, Ihnen und den Ihrigen den Weihnachtsgruß überbringen zu müssen.“

„Von Herzen Dank, Herr Pfarrer. Lieb wäre es uns, wenn Sie öfter wieder hinaufkommen wollten, so wie früher.“

„Will sehen, Mutter Meier, wenn sich's machen läßt.“

Bernd hat den alten damastgepolsterten Lehnstuhl herangerückt, in dem der Besucher nun Platz nimmt. Die Mutter setzt sich ihm zur Seite, während Bernd sich zum Hinausgehen anschickt.

„Aber, Herr Meier, Sie bleiben doch bitte auch hier. Sie sind doch des Hauses Herr,“ sucht ihn der Pfarrer zurückzuhalten.

„Wenn's Ihnen angenehm ist, Herr Pfarrer . . .“ antwortet Bernd verlegen.

„Na, selbstverständlich, Herr Meier.“

Und Bernd muß dem Pfarrer gegenüber Platz nehmen.

In angenehmem Geplauder verstreicht die Zeit. Anfangs hat Bernd nicht gewagt, die Augen zu seinem Seelenhirten aufzuschlagen, aber bald ist er freier geworden, und offen und ehrlich blickt er nun den Priester an und unterhält sich mit ihm über die verschiedensten Angelegenheiten. Die Dämmerung ist schon herein-

gebrochen, als sich der Pfarrer endlich zum Heimgehen erhebt, baldiges Wiederkommen in Aussicht stellend.

„Herr Pfarrer, Sie sollen aber nicht zu Fuß gehen,“ spricht Bernd, „ich spanne an und fahre Sie ins Dorf hinab.“

„Machen Sie keine Umstände,“ wehrt dieser, „wir haben trockenen Frost, und da gehe ich gern. Wenn Sie mir aber gefällig sein wollen, so begleiten Sie mich ein Streckchen heimwärts.“

„Gewiß, Herr Pfarrer!“ —

Nach herzlicher Verabschiedung von der alten Mutter begibt sich der Pfarrer, von Bernd begleitet, auf den Heimweg.

Feierliche Stille liegt über der winterlichen Landschaft, nur das Geläut der Kirchenglocken dringt gedämpft zum Lindenhofe hinauf.

„Ein weihvoller Abend,“ spricht nach einem Weilchen der Pfarrer, „so recht geeignet, Frieden in das unruhevolle Menschenherz zu gießen. Ach, wenn doch allen ein seliger Weihnachtsfrieden beschieden wäre, allen, und auch Ihnen, Herr Meier!“

„Auch mir?“ kommt es leise aus Bernds Munde. Dann senkt er das Haupt und blickt sinnend und wehmütig zur Erde.

Wie Bernd, so hat auch der Pfarrer seine Schritte gehemmt. Er greift nach der Rechten des geprüften Mannes und hält sie fest und innig umschlossen. Dabei ruhen seine Augen voll Liebe und Teilnahme auf den

vom matten Mondlichte beschienenen Zügen seines Begleiters.

„Ja, auch Ihnen, Herr Meier,“ spricht er dann in sanftem Tone. „Verzeihen Sie, wenn ich eine schmerzende Wunde in Ihrem Innern berühre. Aber nur um Ihre Wunde zu heilen, um auch Ihrem Herzen den seligen Frieden wiederzuverschaffen, spreche ich diese Worte. Hauptsächlich Ihrethalben bin ich heute zum Lindenhofe heraufgekommen, und um mit Ihnen einige ungestörte Worte zu sprechen, bat ich Sie um Ihre Begleitung. Nicht wahr, Sie zürnen mir doch nicht?“

Müde heben sich die tränenfeuchten Augen Bernd's zu dem Priester auf. „Wie könnte ich zürnen, Herr Pfarrer. — Sie haben es immer gut mit mir gemeint, wenn ich es damals auch nicht einsehen wollte. Hätte ich Ihren Warnungen und Ermahnungen Gehör gegeben, so wäre mir all das Leid und die Schande erspart geblieben.“

„Herr Meier, lassen wir nun die Vergangenheit ruhen. Gedenken wir der Gegenwart und der Zukunft. Opfern Sie Ihr Leid und Weh dem lieben Gott auf, dann wird Ihnen auch daraus noch Heil für Ihre Seele ersprießen. — Und nun vernehmen Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Lassen Sie uns langsam den Weg hinabgehen.“

Wie zwei Schatten bewegen sich die beiden Männer unter den entlaubten Bäumen hin.

„Vorgestern traf ich mit Ihrem Freunde, dem Gutsbesitzer Schäfers, zusammen. Er war einige Tage ins Friesische verreist gewesen. Auf der Heimreise hatte er sich einen Tag in Hannover aufgehalten, und hier war ihm Ihre Frau begegnet.“

„In Hannover?“ Mit einem Ruck stehenbleibend, blickt Bernd mit stieren Augen den Pfarrer an.

„Schäfers sagte mir, er habe sie in ein bürgerliches Haus eintreten sehen; er ist der Meinung, daß sie dort ihre Wohnung hat.“

„Als Frau des nichtswürdigen Scheder?“

„Das ist nicht möglich, Herr Meier. Dieses könnte erst dann sein, wenn die mit Ihnen geschlossene Ehe geschieden wäre. — Wie wäre es, Herr Meier, wenn Sie Ihre Frau einmal in Hannover auffuchen und zur Heimkehr bewegen würden? Vielleicht könnte noch alles wieder gut werden.“

„Herr Pfarrer, das muten Sie mir zu? — Da sie pflichtvergessen entwichen ist, kann ich sie nicht mehr als meine Frau betrachten. Mag sie sehen, wo sie bleibt.“

„Herr Meier, Sie vergessen, daß es Ihre rechtmäßig angetraute Frau bleibt, solange sie lebt.“

Finster vor sich hinbrütend blickt Bernd zu Boden.

„Herr Pfarrer,“ rafft sich Bernd endlich aus seinem Sinnen auf, „ich habe in letzter Zeit den Unfug einer gemischten Ehe zur Genüge erfahren, ich möchte jeden vor einer Mischehe warnen. Ich will

nun mein Kreuz als Sühne für meine Schuld tragen. Aber die Frau zurückholen, das ist mir unmöglich.“

„Nein, Herr Meier, unmöglich ist Ihnen das nicht, nur der Wille fehlt Ihnen noch,“ spricht der Seelenhirt sanft und eindringlich weiter. „Seien Sie einmal versöhnlich; betrachten Sie die Verirrung Ihrer Frau einmal vom Standpunkte der menschlichen Schwäche aus. Wir alle sind ja voller Schuld und Fehler, und wir alle beten zum lieben Gott: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern . . .“

Bernd verhält sich noch immer ablehnend, aber der alte Pfarrer redet so eindringlich, er bittet so innig, daß allmählich Bernd zu seiner Ansicht bekehrt wird, daß er endlich seinen Bitten Gehör und Zusage schenkt.

Mittlerweile sind die beiden Männer vorm Dorfe angelangt. Dort steht eine Lannengruppe und unter ihr ein altes Steinkreuz. Der Pfarrer hält Bernds Hand noch umschlossen und blickt ihm fest ins Gesicht.

„Nun versprechen Sie mir noch einmal in die Hand, Herr Meier, hier unter dem Kreuze, daß Sie meine Bitten erfüllen werden.“

„Herr Pfarrer, es soll geschehen!“ antwortet er mit fester Stimme, dann geht er ernst und sinnend wieder heim.

Der Priester greis aber bleibt noch ein Weilchen vor dem Kreuze stehen, um ein inniges Gebet zum Lenker der Menschenherzen emporzusenden.

Und durch die Abendluft läuten noch immer die Weihnachtsglocken den Frieden ein: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“ — —

Dem trockenen Frost ist ein reicher Schneefall gefolgt. Wie mit einem weißen Pelzmantel bedeckt liegt die weite Welt nun im schwachen Scheine der Winter Sonne.

Brausend faust der Eilzug auf dem blanken Schienenstrang durch die verschneite Landschaft nordwärts. Vorbei fliegt das Dampfroß an Städten und Dörfern, deren graue Brettergiebel traulich unter der Schneedecke hervorlugen. Aber dem eilenden Zuge voraus hasten die Gedanken eines Mannes, der ernst und sinnend durch ein Fenster stiert. An prächtigen Waldungen geht's jetzt vorbei. Schlankgewachsene Tannen, deren Zweige sich unter der weißen Last gesenkt haben, wechseln mit mächtigen Buchen und knorrigen Eichen. Hier zankt sich eine Schar krächzender Raben um ein Beutestück, dort nagt ein hungerndes Reh an der Rinde eines Baumes. Aber der Mann hat kein Auge für die Schönheiten der winterlichen Natur. Nur vorwärts treibt's ihn, vorwärts! Von Zeit zu Zeit entnimmt er seiner Brusttasche ein Notizbuch, um sich Hausnummer und Straße, die ihm sein Freund Schäfers angegeben, fest ins Gedächtnis einzuprägen. Dann gibt er sich wieder seinem Sinnen hin.

Nun rollt der Zug in die weite Halle ein. Die Bremsen knirschen, und die lange Wagenreihe steht still. Die Abteiltüren werden aufgerissen, und die Schaffner auf den Bahnsteigen rufen: „Hannover.“

Der sinnende Mann erhebt sich, reckt die von der langen Fahrt steifgewordenen Glieder und steigt aus. Nachdem er sich in einem Hotel ein wenig gestärkt, durchwandert er die Stadt, seinem Ziele zu. Endlich ist er nach häufigem Fragen in der von Schäfers bezeichneten Straße angelangt. Bald hat er auch die Hausnummer gefunden. Mit beklommenem Herzen blickt er nun zu dem Gebäude, einem mehrstöckigen, ausgedehnten Backsteinbau, auf, in dem seine Frau wohnen soll. Schon mehrmals hat er den Fuß auf die Schwelle gesetzt, aber immer wieder ist er, wie von einer unsichtbaren Macht gehalten, zurückgetreten. Da tritt ein gutgekleideter älterer Herr aus dem Hause.

Rasch entschlossen tritt Bernd an ihn heran. „Entschuldigen Sie, bitte. Sind Sie Bewohner dieses Hauses?“

Bewundert blickt der Befragte ihn an. „Jawohl!“

„Dann können Sie mir vielleicht sagen, ob hier eine Frau Meier wohnt?“

„Frau Meier?“ sinnt der alte Herr, um dann fortzufahren: „Schon möglich, den Namen habe ich schon gehört, aber bestimmt sagen kann ich's nicht. -- Wie es scheint, sind Sie vom Lande, und die Frau ist wohl eine Verwandte von Ihnen?“

Bernd nickt.

„Lieber Mann, in den Häusern der Großstadt kennt man die Mitbewohner oft kaum. Aber dort kommt eine Frau gegangen, die auch hier im Hause wohnt, vielleicht kann die Ihnen Aufschluß geben.“

Bernd blickt die Straße hinab, und wie ein Blitz fliegt es über seine ernsten Züge. „Da ist sie ja!“ kommt es in freudigem Ausruf von seinen Lippen; im nächsten Augenblick eilt er der Kommenden entgegen, während der alte Herr verwundert in entgegengesetzter Richtung davongeht.

Aufs höchste erstaunt blickt die Frau auf, als sie ihren Gatten so plötzlich vor sich stehen sieht. Aber keine freudige Regung ihres Innern macht sich bemerkbar. Nur lässig ergreift sie die zum Gruße gereichte Hand.

„Dora, ich möchte einige Worte mit dir sprechen.“

„Aber nicht hier auf der Straße, hier gäbe es nur Aufsehen. Komm in die Wohnung.“

„Wohnst du dort allein?“ fragt Bernd zögernd.

„Mit wem soll ich denn dort wohnen?“ entgegnet die Frau schnippisch.

„Sei nicht böse, ich meinte nur . . .“

Schweigend folgt er der vorangehenden Gattin in ein hübsch möbliertes Zimmer der ersten Etage. Er staunt über die Einrichtung, über die städtische Kleidung seiner Frau, aber starkmütig unterdrückt er jede neugierige Frage.

Ohne sich ihres Mantels zu entledigen, ohne dem Mann einen Sitz anzubieten, fragt nun die Frau, ernst und hochaufgerichtet im Zimmer stehend: „Was hättest du mir zu sagen?“

„Dora, ich bin gekommen, dich heimzuholen!“

„Mich heimzuholen?“ Ein höhnisches Lächeln breitet sich einen Augenblick über die Züge der Frau aus, um dann aber wieder einem finsternen Trotz Platz zu machen. „Gedenkst du noch des Erntefestes im Krüge?“

„Dora, laß die Vergangenheit ruhen. Es ist besser,“ spricht Bernd weich. „Komm mit mir zurück, und laß uns dann ein neues Leben beginnen. Ich verspreche dir, alles sei vergeben und vergessen, niemand auf dem Hofe soll dich mehr an das Geschehene erinnern.“

„Ich kehre nicht zurück,“ war die Antwort der Frau.

„Hast du dich denn nie nach deinem Kinde gesehnt?“ fragt Bernd weiter.

Schweigend blickt die Frau zu Boden.

„Dora, komm zurück und sei dem Kleinen wieder eine liebe Mutter. — — — Und du weißt doch auch, daß wir rechtmäßig verbundene Eheleute sind . . .“

„Diese Ehe war der größte Fehltritt meines Lebens,“ unterbricht ihn nun die Frau, „ich war betört von deinem Vermögen, deinem Reichtum, du versprachest, mich auf den Händen zu tragen, mir auf

dem Bauernhose einen Himmel zu bereiten, meine religiösen Anschauungen zu schonen . . .“

„Tat ich das nicht?“

„Schweigen wir davon. Unsere Ehe wäre am besten unterblieben. Sie außs neue mit dir fortzusetzen, dazu habe ich keine Lust. Hier habe ich aufgeatmet, und hier brauche ich deine Roheiten, wie du sie dir auf dem Erntefeste erlaubtest, nicht mehr zu fürchten. — Ich kann mir denken, daß es dir erwünscht wäre, wenn ich mit dir heimführe, denn nach deiner Glaubenslehre bin und bleibe ich deine Frau, solange ich lebe, wenn ich mich auch anderwärts wieder verheirate.“

Bei diesen herzlosen, ja zynischen Worten der Frau ist Bernd die Borneströte ins Gesicht getreten, aber er überwindet sich, und noch einmal versucht er alle seine Redekunst, um die Verirrte zur Heimkehr zu bewegen. Vergebens.

„Du willst wirklich meinen Bitten, heimzukehren, nicht nachkommen?“ fragt er endlich.

„Nein, ich kehre nicht heim!“

„So bedaure ich, nach Hannover gekommen zu sein!“

Auß innerste ergrimmt, geht Bernd aus dem Hause dem Bahnhofe zu. Der nächste Zug führt ihn wieder in die Heimat zurück. — — —

Am anderen Tage fährt er in die Stadt, um beim Gerichte die Scheidung seiner Ehe zu beantragen

5.

Acht Jahre sind über den Lindenhof dahingerauscht. Die alte Mutter schlummert schon auf dem Dorfkirchhofe unter dem grünen Rasen. An ihrer Statt führt eine ältere alleinstehende Rufine Bernds das Hauswesen. Bernd selbst ist ein ernster, fast finsterner Mann geworden, und manch silberschimmerndes Fädchen hat die Zeit unter sein dichtes, dunkles Haupthaar gewoben. Seinem Antrage auf Scheidung der Ehe ist damals stattgegeben worden. Als ihm die Urkunde zugestellt wurde, hat er aufgelacht. Der Dora hat er ja die Freiheit wiedergegeben. Gehört hatte er in all der langen Zeit nichts mehr von ihr. Es war ihm auch gleich, unter welchen Verhältnissen und wo sie ihr Leben fortsetzte. —

Heut ist ein prächtiger, sonniger Oktobertag. Die Felder sind zum größten Teil bereits abgeerntet, nur hier und da sieht man noch eine kleine Gruppe von Menschen bei der Kartoffelernte. Fröhliche Kinder springen dort scherzend und lachend um schwelende Feldfeuer.

Bernd kommt von einem Gange aufs Feld zurück, wo die Knechte mit Pflügen und Säen beschäftigt sind. In der breiten Hofpforte trifft er mit seinem kleinen Sohne Franz zusammen, der, den Schultornister auf dem Rücken, vom Dorfe heraufkommt. Düster und bedrückt erscheint dem Vater das sonst so lebhaftes Wesen des Knaben.

„Nun, Franz, hat's in der Schule Prügel gegeben?“ fragt Bernd stehenbleibend, die Hand unter des Knaben Kinn legend.

Frei blickt das Kind zu ihm auf. „Nein, in der Schule gab's keine Prügel, aber ich habe welche ausgeteilt, dem Müllers Joseph!“

„Warum denn das?“ fragt der Vater unwillig weiter.

„Wir bekamen Streit auf dem Heimwege, und da sagte er . . .“

„Nun, was sagte er denn?“

„Meine Mutter wäre dir ausgerissen, sagte er, und es ist doch nicht wahr,“ der Zorn leuchtet aus des Kindes Augen, und die Wangen färben sich rot.

In der Brust des harten Mannes wühlt der Schmerz aufs neue, und feucht steigt es in seinen Augen auf. Er erkennt nun, daß er seinem Sohne einst die volle Wahrheit wird sagen müssen. Jetzt aber steht vor ihm noch ein Kind, das nicht fähig ist, die Tatsachen in ihrer Wirklichkeit zu erfassen.

„Und es ist doch nicht wahr, Vater?“ fragt der Kleine wieder.

„Nein, Franz,“ entringt es sich stöhnend seiner Brust, „sie ist gestorben.“

„Das sagte ich ihm auch, und da sagte mir der Müllers Joseph: Zeig' mir das Grab.“

Ein Stich fährt dem Manne durchs Herz bei dieser Logik der Kinder. Aber er muß ja die Wahr-

heit noch verhüllen, und so antwortet er: „Nicht hier auf unserem Kirchhofe ist ihr Grab, sondern weit fort von hier, wo sie gestorben ist.“

Froh leuchtet es über des Knaben Gesicht: „Wenn ich das doch gewußt hätte. — Ich glaube es, Vater!“

„So komm mit ins Haus, Franz!“

Ernst und gedrückt, aufs neue vom Schmerz getroffen, folgt Bernd dem munter voranspringenden Kleinen, der ja noch keine Ahnung hat von dem Weh und Leid seines geliebten Vaters. Ach, wenn ihm die Wahrheit immer erspart bleiben könnte! —

Am Nachmittag geht der kleine Franz mit seinem Drachen hinaus. Etwa einen Büchschuß vom Hofe entfernt, liegt eine große Wiese, begrenzt von einer kleinen Fichtenwaldung, die wiederum an die zur Stadt führende Straße stößt. Hier ist's, wo der Knabe fast alltäglich in der letzten Zeit seinen Drachen steigen läßt. Dicht am Rande des Fichtenwäldchens hat er sich ins Gras gelegt. Die Schnur in der Hand, starrt er mit leuchtenden Augen hinauf zu seinem Luftvogel und träumt und sinnt und wünscht, wie dieser hoch oben in der sonnigen Bläue schweben und in das weite Land hineinschauen zu können.

Von der Landstraße kommend, geht eine Frauengestalt an dem Fichtenwäldchen entlang auf die Wiese zu. Schleppend und müde ist der Gang, ein dicker Tuchmantel ist um die Glieder geschlagen. Unstet, mit

einem seltsamen Glanze blicken die tief in den Höhlen liegenden Augen.

Jetzt ist die Frau am Ende des Gehölzes, in der Nähe der Wiese, angekommen. Erschöpft lehnt sie sich an einen Baumstamm, mit dem Taschentuche nach dem Munde fahrend, den Husten und das rasche Atmen zu dämpfen. Dann erhebt sie wieder die Augen, und ein Ausdruck von Sehnsucht und Schmerz wird in den bleichen Zügen sichtbar. Unverweilt hängen ihre Blicke an dem stattlichen Lindenhofe, der nun in voller Ausdehnung, schmuck und sauber im Herbstsonnenschein vor ihr liegt. Eine Weile steht sie so schauend und betrachtend. Dann schweifen die Augen über die Felder und über die Wiese, und sie treffen den im Grase liegenden Knaben, der immer noch zu seinem Drachen aufblickt. Ein Zittern befällt den schwachen Körper, aber mit sichtlichem Gewalt unterdrückt die Frau jede Erschlaffung. So betritt sie die Wiese.

Franz schreckt auf aus seinen kindlichen Träumereien. Auf's höchste verwundert sieht er eine fremde Frau mit langsamen Schritten auf sich zukommen.

„Hab' ich dich erschreckt, Kleiner?“ fragt die Frau mit heiserer Stimme. „Sei nicht ängstlich, ich tue dir nichts zuleide. — Ach, ich bin ja so krank!“

„Soll ich Hilfe vom Hofe dort holen?“ fragt der Knabe entschlossen.

„Nein, nein,“ wehrt sie, „nur etwas fragen möchte ich dich. Aber niederlassen muß ich mich etwas, das Stehen fällt mir so schwer.“

Und die todesmüde Frau sinkt auf dem weichen Grasboden in die Knie und blickt dem vor ihr stehenden Knaben forschend ins Gesicht.

„Gehörst du hier zum Lindenhofe?“ fragt sie dann nach einem Weilchen.

„Ja,“ nickt der Knabe, sie unverweilt anschauend.

„Wie heißt du denn?“

„Franz Meier!“

Ein Leuchten huscht über das bleiche Gesicht.

„Dachte ich mir's doch. Sein Sohn und mein Sohn.

— Franz, mein lieber Franz, komm, setze dich zu mir, ich bin — —“, hastig bricht sie ab, wie ein feuchter Schimmer legt es sich um ihre Augen. Sie verschweigt das Wort „Mutter“. Sie weiß ja nicht, welchen Glauben das Kind von seiner Mutter hat, und den will sie ihm nicht zerstören. Niemals ist die Mutterliebe in ihr so lebendig gewesen wie in den letzten Tagen. Sie fühlt ja längst, daß es mit ihrem Leben zu Ende geht. Aber die Mutterliebe hat sie getrieben, die Stätte aufzusuchen, wo ihr Kind lebt.

Scheu ist der Knabe bei den letzten Worten der Frau einige Schritte zurückgetreten. Es wird ihm so eigen. Hätte er nur seinen Drachen in Sicherheit, vielleicht wäre er schon davongelaufen. So aber fragt er endlich: „Wer seid Ihr denn, Frau?“

„Ich bin eine arme, unglückliche Frau, Kind.“

Das Kind erkennt nicht den Schmerz, der aus diesen Worten der Frau spricht.

„Lebt dein Vater noch?“ fragt sie dann weiter.

„Ja, er ist auf dem Hofe.“

„Und deine Mutter?“ forscht sie dann.

„Die ist schon lange tot. Als ich noch klein war, ist sie gestorben. Weit weg von hier ist ihr Grab, das sagte der Vater heute vormittag noch.“

„Dann spricht dein Vater noch oft von deiner Mutter?“

„Das nicht,“ plaudert der Kleine nun arglos weiter, „aber ich hatte heute morgen Streit mit dem Müllers Joseph, der sagte, meine Mutter wäre meinem Vater ausgerissen. Und das ist nicht wahr. Ich habe darauf den Vater gefragt, der sagte, sie ist gestorben und weit von hier begraben.“

„Ja, ja, so soll's sein,“ spricht die Frau kaum hörbar. Dann sinnt sie ihren Gedanken nach, während der Knabe sie fortwährend betrachtet.

Als die Bilder der Vergangenheit treten nun wieder vor ihre Augen. Ihr Brautstand — ihre Hochzeit — ihre Ehe — das Erntefest im Krug — ihre Flucht — Bernd in Hannover — Scheder — ihr ferneres Leben — und nun steht sie vor dem Tode. Was Wunder, daß sie das mit Blut gefleckte Taschentuch vor's Gesicht preßt, um das Schluchzen, das Weinen ums verlorene Glück, zu ersticken. Wohl verbirgt sie dem Auge des Kindes ihre Tränen, aber ein heftiger Hustenanfall erschüttert aufs neue ihre Gestalt. Am liebsten möchte sie sich auf dem grünen Rasen nieder-

legen zum Sterben, aber diese Schmach will sie ihrem Kinde und Bernd doch ersparen. Wenn sie nur wieder bis zur Bahn kommt, dann ist's genug. Und mühsam richtet sie sich auf. Noch einmal wirft sie einen Blick voll Wehmut und Schmerz nach dem stattlichen Gehöft hinauf, als sei es ein Abschiedsgruß, dann richtet sie ihre müden Augen wieder auf den Knaben.

„Nun muß ich heimkehren, es ist Zeit. — Leb wohl, mein lieber Franz.“

Zitternd reicht sie dem Kinde die fieberheiße Hand, die es hastig ergreift.

„Bete für deinen Vater und besonders für deine Mutter!“

„Ja, das tue ich!“

Franz schaut mit stieren Augen der dahinschleichenden Frau nach, bis sie hinter dem Gehölz verschwindet. Dann zieht er seinen Drachen aus der Luft herab und eilt zum Hofe zurück.

„Wo ist der Vater?“ fragt er, fast atemlos vom eiligen Lauf.

„Der ist noch ins Dorf. Er kommt aber bald zurück,“ antwortet ihm die Wirtschafterin.

Die Dämmerung ist bereits hereingebrochen, als Bernd zurückkehrt. Und nun berichtet ihm der Knabe sein Erlebnis mit der fremden Frau, und er erzählt dem aufmerksam lauschenden Manne wortgetreu das Zwiegespräch, das auf der Wiese stattgefunden.

„Was mag das nur für eine Frau gewesen sein?“ fragt der Kleine am Ende seines Berichtes.

Bernd zuckt mit den Achseln. „Weiß ich's? Vielleicht eine Händlerin, wie sie oft von Dorf zu Dorf ziehen.“

Der Knabe ist beruhigt über die Antwort, nicht aber Bernd. In seinem Innern wogt es von Empfindungen und Ahnungen. Und wer könnte nach dem Gespräch des Knaben es anders gewesen sein als die Dora, seine geschiedene Frau! Niemand anders kann ja solch ein Interesse an dem Lindenhof und seinen Bewohnern gehabt haben. Er ist froh, daß die Frau nicht nach dem Hofe gekommen ist. Der alte Theodor, der schon damals bei ihm diente, hätte sie sicher wiedererkannt, und es hätte nur einen neuen Skandal gegeben.

Da wird die Türe heftig aufgerissen, und der Kleinknecht tritt mit verstörtem Gesicht ins Zimmer.

„Herr, am Fichtenwäldchen, nahe bei der Chaussee, liegt eine Frauensperson. Sie scheint schwer krank zu sein.“

Mit weitgeöffneten Augen stiert Bernd den Sprecher an. „Was du nur sprichst. Vielleicht ist's eine betrunkene Landstreicherin. — Aber ich will mal selbst hinabgehen. Du und ihr andern versorgt die Pferde. Und ist die Person wirklich krank, dann muß sie ins Krankenhaus gebracht werden.“

Beide verlassen das Zimmer, der Knecht, um nach den Stallungen zu gehen, Bernd aber tritt in den dunkelnden Abend hinaus und lenkt seine Schritte der bezeichneten Stelle zu. Bald hat er das Wäldchen erreicht. Am Boden liegt eine sterbende Frau.

„Sind Sie krank, Frau?“ fragt er mit bebender Stimme.

„O Bernd, du bist's,“ antworten ihm todesmatte, heifere Worte. „Gut, daß du gekommen bist. Ich kam hierher — unser Kind zu sehen — und dich — den Knaben sah ich — nun bist du auch hier. — Ich muß nun sterben — begrabt mich hier — du aber vergib mir alles Leid — das ich dir bereitet habe.“ — Ein Hustenanfall droht die Sprechende zu ersticken.

Dem am Boden knienden Mann wird's warm und kalt. Diese sieche Gestalt mit den Zeichen des Todes auf allen Zügen, das ist seine blühende, kraftstrotzende Dora von ehedem.

„Bist du es denn wirklich, Dora?“ fragt er, nachdem der Hustenanfall vorüber ist.

„Ja,“ lispelt die Stimme, „ich bin's. — Kannst du mir verzeihen?“

Einen Augenblick schweigt er. All sein Leid und Weh tritt ihm wieder vor die Seele. Er fühlt, wie eine glühendheiße Hand nach seiner Rechten sucht, und tonlos, schmerzdurchzittert gibt er die Antwort: „Ja, ich verzeihe dir. Möge dir auch Gott im Himmel verzeihen!“

„Dank, Dank, Bernd, o . . .“ Wieder ein Hustenanfall. Bernd schiebt seinen Arm unter das Haupt der Frau, da fühlt er etwas Nasses, Warmes über seine Hand fließen — Blut. — Ein dumpfer Laut, und schwer sinkt der Kopf zurück. — Die Seele der Frau steht vor ihrem göttlichen Richter.

Bernd läßt leise das Haupt der Toten auf den Boden zurückgleiten. Da kniet er regungslos an der Leiche der Unglücklichen. Er kann's nicht hindern, daß Tränen seine rauhen Wangen nesen. Dann geht er langsam und sinnend nach dem Hofe zurück.

„Die Frau ist bereits tot,“ spricht er anscheinend gleichgültig, gewaltsam seine innere Erregung verbergend. „Einer muß ins Dorf gehen und sofort Anzeige machen, damit sie ins Leichenhaus geholt wird.“ Dann geht er in seine Kammer, um sich seinen Gedanken zu überlassen. —

Am anderen Morgen ging Bernd selbst hinab ins Dorf, um die gemachte Anzeige durch seine Aussage zu ergänzen. Aus einigen Papieren, die die Tote bei sich hatte, ging hervor, daß sie vor dem Geseß die Gattin Scheders war. Da der damalige Wirt des Sternkruges längst verzozen war, konnte sie keinem der Dorfbewohner unter diesem Namen bekannt sein. Wie eine Fremde, ohne Leichengefolge, wurde sie auf dem Friedhose des Dorfes zur Ruhe gebettet. Der protestantische Pfarrer der Stadt war herübergekommen, um ihr die Leichenrede zu halten.

So hatte diese gemischte Ehe ihr Ende gefunden.

Nach etwa Jahresfrist führte Bernd eine neue Bäuerin auf den Lindenhof, ein braves, katholisches Mädchen aus der Nachbarschaft. Und mit ihr zog wieder tiefe Religiosität ein, wie sie früher geherrscht hatte, aber auch Freude und Glück.

Vergessen — vergeben.

